

Geschichte und die Erziehung des Gefühls

ULRICH RAULFF

Einladungen zu Vorträgen können den unschätzbaren Vorzug haben, dass sie dem Referenten Gelegenheit verschaffen, über Dinge nachzudenken, die ihm selbst noch rätselhaft erscheinen – auch und gerade dann, wenn er über die nämlichen Dinge bereits hie und da prononcierte Ansichten geäußert hat. Das ist typisch, werden Sie denken, daran erkennt man den Journalisten: Er hat eine Meinung, er hat keine Ahnung. Ich will Ihnen darin gar nicht widersprechen, sondern die Gelegenheit, die mir Ihre freundliche Einladung bietet, nutzen, um über ein merkwürdiges Phänomen nachzudenken, genauer gesagt über eine seit einiger Zeit laufende unterschwellige historische Kontroverse, in der ich mich unversehens selbst Position beziehen sah: So als hätte ich nicht nur eine Meinung, sondern tatsächlich auch eine Ahnung. Ich meine die Kontroverse um Nutzen und Nachteil des Gefühls in der Geschichte – und in der auktorialen oder musealen Darstellung von Geschichte.

Zweimal haben in jüngster Zeit Ausstellungen des Deutschen Historischen Museums (DHM) in Berlin ihre Rezensenten dazu veranlasst, einen Mangel an Emotion zu beklagen. »Mehr Gefühl wagen!« – so hätte vermutlich die positive Empfehlung der Kritiker gelaute, die übrigens keineswegs demselben ideologischen Lager – sofern es so etwas noch gibt – angehörten. Henning Ritter von der FAZ, ein nicht als gefühlsselig geltender Konservativer, vermisste in der ›Holocaust‹-Ausstellung des DHM vor zwei Jahren genau den Mut, die ausgestellten historischen »Zeugnisse« als solche zu würdigen – und das heißt, mit all ihrem sentimental Gewicht – und sie nicht als historische »Dokumente« zu neutralisieren. So las man bei Ritter: »Die emotionale Farbe, ohne die das Zeugnis in seiner Eigenart nicht erfasst werden kann, wird ihm hier vorenthalten [...]. Die Furcht, wie die Wehrmachtsausstellung durch eine These zu provozieren, hat offenbar dazu geführt, alle emotionalen Valeurs zurückzudrängen [...]. Ein Gegenstand mit ungeheuren emotionalen Dimensionen wird vom Penelopewerk der Didaktik überzogen.«¹

Ganz ähnlich lautete der Tenor der Kritik, die Thomas Medicus kürzlich zur Eröffnung der DHM-Ausstellung über den Ersten Weltkrieg in der FR äußerte. Auch er bemängelte den fehlenden Mut der Kuratoren zur Emotion. Medicus: »Die Präsentation der Ausstellung ist viel zu kalt, um dem Besucher das Grauen dieses Weltkrieges vorzuführen und so an seine Emotionen zu rühren. Warum wird die Wachsplastik eines verstümmelten Gesichtes, dem der Unterkiefer weggeschossen wurde, in einer Vitrine unter vielen anderen Objekten regelrecht versteckt? [...] Wenn die Berliner Weltkriegsaufklärung ihren selbsterklärten

1 Henning Ritter, »Zeigen oder Zeugen?«, FAZ vom 19. Januar 2002, S. 37. Eine bemerkenswerte konservative Prioritätenabwägung scheint hier vorausgegangen zu sein, an deren Ende der Abscheu gegen das Pädagogische über die Arroganz gegen das Sentimentale obsiegt hat.

Zweck erfüllen wollte, wäre emotionale Rührung jedoch nötig.« Und um keinerlei Zweifel an Sinn und Zweck einer derart bewegendenden Präsentation aufkommen zu lassen, wurde Medicus noch deutlicher: »Ihr gelingt nicht, was sie hätte erreichen müssen – in Anlehnung an die Erinnerungspraxis der Alliierten wie um der unzähligen Kriegstoten willen eine positive Mythenbildung zu erzeugen, um so endlich auch die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg der Instrumentalisierung durch die Nationalsozialisten zu entreißen.«²

Mit anderen Worten, die Emotionalisierung durch die Ausstellung soll der Bildung eines Gegen-Mythos dienen, welcher die Annexion des Ersten Weltkriegs durch die Nazis außer Kraft setzen soll. Diesseits so hochgesteckter Ziele ist festzuhalten, dass von manchen historischen Ausstellungen neuerdings ein anderer, »wärmerer« und emotionalerer Ton gefordert wird, dem sich aber die Kuratoren oftmals noch versagen. Trifft das auch für nicht-museale Präsentationsweisen, für andere Medien der Geschichtsdarstellung zu?

Wer so fragt, hegt einen Verdacht. In der Tat beobachten wir eine eigentümliche Diskrepanz bei den geschichtsdarstellenden Medien: Sie lässt das Stichwort »Emotion« zweischneidig werden, so dass es auf der einen Seite andere Stich- und Schnittwunden hinterlässt als auf der anderen. Um deutlicher zu werden: Was das Museum nach Meinung der Kritiker nicht genügend bietet oder was es sogar ganz verweigert – nämlich starkes Gefühl –, wird nach Ansicht anderer Kritiker in der Geschichtsdarstellung in Buch und Bild (bzw. Bildband) in übertriebener Dosis und illegitimer Absicht eingesetzt. Und diese letztere Kritik – an einer historischen Literatur, die mit dem Mittel der

2 Thomas Medicus, »Kollektivdeutsche Amnesie«, *FR* vom 13. Mai 2004, S. 17.

»Emotionalisierung« arbeitet – habe auch ich verschiedentlich geäußert.

Hans-Ulrich Wehler hat das Wort in die Debatte geworfen. In seiner Kritik des Buches von Jörg Friedrich über den Bombenkrieg (»Der Brand«) hat er dem Publizisten und Historiker eine »manchmal bedenkenlose Neigung zur Emotionalisierung« vorgeworfen.³ Als ein Jahr später zum selben Thema Friedrichs Bildband »Brandstätten« herauskam, habe ich in der Süddeutschen Zeitung dieses Werk kritisiert und Friedrich – ein wenig heimtückisch, wie ich zugebe – gegen den Vorwurf des Geschichtsrevisionismus in Schutz genommen. Friedrich, so schien mir, benutzte den Vergleich nicht mehr, um das deutsche Tätergewissen zu erleichtern. Ist Friedrich, so fragte ich, »ein Revisionist, der dazugelernt hat? Nein«, so meine Antwort, »sondern ein Historiker, den das Tabu Vergleich nicht mehr interessiert. Friedrich schürft jenseits der alten Claims von rechten Revisionisten und linken Culpabilisten. Friedrich ist ein Emotionalist – und dem entspricht sein Stil.«⁴

Jörg Friedrich ist aber nicht der einzige »Emotionalist«, der ein Reizthema der deutschen Zeitgeschichte aufgreift, um es mit stilistischen Kunstgriffen und – wie in seinem Bildband – mit den Mitteln von Zitat und Collage emotional aufzuladen. In seinem Fall ist es der Bombenkrieg, dessen entsetzliche Auswirkungen er in einer Sprache von steilem Pathos und Bildern von drastischer Grausamkeit beschwört. Ob seine Bücher eine Ideologie transportieren oder nicht, mag dahingestellt sein; sicherlich erzeugen sie ein *Klima*, eine Atmosphäre der Beklemmung. Im Vordergrund steht nicht die intelligente Durchdringung des Stoffs, sondern seine sensible Aufbereitung.

3 In der SZ vom 14. Dezember 2002.

4 Ulrich Raulff, »Vom Bombenhammer erschlagen«, SZ vom 18. Oktober 2003, S. 18.

Aber darin ist Friedrich, wie gesagt, nicht der einzige und der Bombenkrieg, Friedrichs Thema, nicht das einzige Reizthema, das zur Empathie einlädt. Vertreibung und Vergewaltigung sind weitere Themen der deutschen Zeitgeschichte, deren sich in den letzten zwei, drei Jahren eine Reihe deutscher Autoren angenommen haben, die man gern als »namhaft« bezeichnen würde, wäre darunter nicht auch das viel gelesene und umstrittene Buch einer »Anonyma«. Bombenkrieg, Vertreibung, Vergewaltigung – das sind Themen mit großer latenter Gefühlsladung. Um sie herum hat sich ein Markt für historische Literatur entwickelt, der aus den Seminaren heraus nicht mehr beliefert und noch weniger kontrolliert wird. In der Geschichte, die auf diesem Markt angeboten wird, ist die Emotion zur Form und teilweise zum einzigen Inhalt geworden. Sie gibt sich zugänglicher, wärmer, einladender als der abweisende Rationalismus Bielefelder Provenienz, der sich auf Max Weber berief und sich am liebsten noch die letzten Reste historistischer »Einfühlung« ausgetrieben hätte. Der Raum, aus dem sich die direkten politischen Besetzungen und Vereinnahmungen der Geschichte, die Ideologien, zurückgezogen haben, ist offenbar frei geworden für neuartige Betroffenheits- und Beklemmungspolitiken. Autoren und Produzenten wie Jörg Friedrich und Guido Knopp arbeiten mit Mitteln der Stimmungsästhetik und versorgen mit ihren Geschichtsbildern ein diffus, aber bereitwillig emotionalisiertes Publikum.

Das alles funktioniert freilich nur entlang den genannten Themen, und es funktioniert, weil diese dazu angetan sind, große Blöcke der deutschen Zeitgeschichte auf der Täter-Opfer-Achse zu verschieben: von den Tätern weg, hin zu den Opfern. Insofern äußert sich hier doch nicht nur ein Revisionismus der Form (von den »kalten« zu den »warmen« Geschichten), sondern auch ein Revisionismus des politischen Inhalts. Nur am Rande sei bemerkt, dass sich dieselben Themen, zumindest Bombenkrieg und Vertreibung (von der Vergewaltigung schweige ich), auch

ganz anders, nämlich kunstvoller und »kälter«, behandeln lassen: Alexander Kluge hat das bewiesen, dessen ›Chronik der Gefühle‹ ja alles andere als gefühlsbetont ist.

Ich hoffe, Sie gewinnen nicht den Eindruck, die Kritik messe mit zweierlei Maß und kritisiere die historische Literatur für etwas – ein gewisses Maß an Gefühl –, das sie im gleich Augenblick im historischen Museum vermisst. Selbst die gefühligsten Produkte des einschlägigen Literaturmarkts, wie Uwe Timms Buch ›Am Beispiel meines Bruders‹, finden noch einen Kritiker, der ihnen Gefühlskälte vorwirft: So der Schriftsteller Günter Franzen im Spiegel, der unter dem Titel ›Links, wo kein Herz ist‹, mit denen abrechnete, die den »tausend in einer Nacht verbrannten Kindern von Heilbronn«, den »erstarrten Säuglingen, deren kleine Körper die vereisten Fluchtwege säumten« und der »namenlosen Legion, der sich unter den Kolbenstößen der Soldateska windenden halbwüchsigen Nachrichtenhelferinnen in Ostpreußen« das »Recht auf unsere Gefühle und Erinnerungen« verweigern.

Man könnte all dies als Geschichtskitsch und Geschichtsporno in eine Kiste zu dem jüngsten Roman von Thor Kunkel und den ältesten ›Landser‹-Heftchen werfen und vergessen – hätte nicht dieser ganze Markt seine Leitvokabel und seinen Schlachtruf in einem Begriff gefunden, den ein deutscher Großschriftsteller und Friedenspreisträger vor zwei Jahren gesprächsweise lanciert hat: Von einem gewissen »Geschichtsgefühl« sprach Martin Walser damals. Und seither rätseln die Intellektuellen des Landes, was darunter zu verstehen sei. Einige seiner Kritiker meinen verstanden zu haben, dass es sich hierbei um eine Kampfvokabel handelt – ein Schlagwort zur Abwehr einer intellektualistischen und moralisierenden Auffassung von der Geschichte. Womit endlich topisch oder topologisch wieder alles im Lot wäre: eine Geschichte der Gefühle (oder direkter: ein Geschichtsgefühl) gegen eine Geschichte der Gedanken – also

gewissermaßen eine Bauchgeschichte gegen eine Kopfgeschichte. Wenn denn alles so einfach wäre.

Es lässt sich aber gar nicht so leicht ein klarer Trennstrich ziehen, eine Grenze sagen wir zwischen »wissenschaftlicher« Geschichtsschreibung und »nicht-wissenschaftlicher« oder »literarischer« Geschichtsschreibung, so dass diese Linie gleichzeitig auch die Grenze bildet zwischen Objektivität und Emotion, Rationalität und Leidenschaft. Gewiss ist eine solche Grenzziehung, eine solche Ausgrenzung oder Exklusion des Gefühls aus der Geschichts-»Wissenschaft« ein Hauptmotiv des Verwissenschaftlichungs- und Professionalisierungsschubes gewesen, den die Historie um die Mitte des 19. Jahrhunderts erlebte. Damals hat die Geschichtswissenschaft in Deutschland ihre Schlagbäume der »Objektivität« aufgerichtet und alle angehenden Historiker zu Grenzposten ausgebildet – und das zur selben Zeit, als die nationale oder borussische Historiographie von Sybel bis Treitschke die stärksten Leidenschaften aufrief und Theodor Mommsen seinen auch nicht eben kühlen Cäsarkult pflegte.

Diesen Widerspruch muss man sich vor Augen führen, weil man sonst fälschlich das Ideal – nämlich Objektivität – für die Wirklichkeit nimmt und meint, die wissenschaftliche Historie sei tatsächlich jemals so neutral und eunuchisch gewesen, wie Friedrich Nietzsche ihr das in der zweiten seiner »Unzeitgemäßen Betrachtungen« vorgeworfen hat. Das Bild des »historischen Virtuosen«, das dieser raffinierte Polemiker entworfen hat, ist selbst eine Fiktion: Vermutlich hat es nie einen einzigen Historiker gegeben, jedenfalls nicht in Deutschland Mitte oder Ende des 19. Jahrhunderts, der sich – mit Nietzsches Wort – zum »reinen Passivum«⁵, der geschehenen Geschichte gemacht und all seine

5 Friedrich Nietzsche, »Unzeitgemäße Betrachtungen II«, in: Sämtliche Werke, Kritische Studienausgabe, München u.a. 1980, Bd. I, S. 290.

Passionen abgetötet hätte: Pathos oder Passivum war nie eine wirkliche Alternative.

Es hat nach dem Zweiten Weltkrieg und den Erfahrungen mit einer nicht-objektiven, parteiischen und emotional entscherten Geschichtsschreibung noch einmal ein forciertes Bemühen um Objektivität und Exklusion aller Emotion aus der Geschichtswissenschaft gegeben. Aber selbst derjenige, der am konsequentesten (und gelegentlich auch am erschreckendsten) den Kult der »kalten Person« getrieben hat, Ernst Nolte, sieht sich heute im Interview »vor allem als Historiker von Emotionen« – auch wenn er einschränkend bemerkt, dass ihn »nicht Emotionen in der Rohform, sondern in ideologisch geprägter Form« interessieren.⁶ Ein anderer Vertreter derselben Generation, Reinhard Koselleck, hat seine Geschichtstheorie ebenso wie seine materiale Geschichtsschreibung (man lese sein Preußenbuch) konsequent emotionsfrei gehalten und seinen Pathosbedarf an das vergleichende Studium von Kriegerdenkmälern und Totenkulten delegiert.

Selbst die Geschichtsphilosophie hat vor dem Thema Emotion nicht haltgemacht. Nicht einmal diese deutsche Denkschule mit ihrem Hang zum klaren Wasser hat den gefährlichen Schwebstoff Leidenschaft jemals vollkommen ausgefiltert. In der Geschichtsphilosophie seit Kant hat sich ein Bewusstsein davon erhalten, dass Gefühle und Leidenschaften zur *prima materia* der Geschichte gehören – und zwar zur Geschichte im Doppelsinn von *res gestae* und *historia rerum gestarum*. Allerdings hat sie diese Einsicht mit unterschiedlichen Erörterungszusammenhängen verbunden.

Bei Kant selbst geschieht es im Zusammenhang mit der

6 »Dem Ideologehistoriker wird es an Arbeit nicht fehlen«. Ein Gespräch mit Ernst Nolte«, in: *Ästhetik & Kommunikation* 122/123 (zum Thema »Geschichtsgefühl«), Winter 2003, S. 37.

Einführung des Begriffs vom »Geschichtszeichen« (im 2. Abschnitt des ›Streits der Fakultäten‹). Das Geschichtszeichen, das in die drei Richtungen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gleichzeitig weist (*signum rememorativum, demonstrativum, prognostikon*) soll in der Lage sein, die Hypothese vom ständigen Fortschreiten des menschlichen Geschlechts zum Besseren mit einer singulären historischen Erfahrung zu verknüpfen. Als eine solche historische Erfahrung aus der jüngeren Geschichte nennt Kant exemplarisch die Französische Revolution. Die Art und Weise nun, wie er dieses konkrete »Geschichtszeichen« thematisiert – unter dem Doppelaspekt von Rezeption und Leidenschaft – macht deutlich, dass sich unter diesem Zeichen eigentlich ein Transfer von Leidenschaft ereignet – von den einstigen Akteuren auf die jetzigen Betrachter oder Historiker: »Die Revolution eines geistreichen Volks [...] findet doch in den Gemüthern aller Zuschauer (die nicht selbst in diesem Spiele mit verwickelt sind) eine Theilnehmung dem Wunsche nach, die nahe an Enthusiasmus grenzt [...].«⁷

Das Geschichtszeichen ist also nicht nur ein Ereignis, es ist ein Ereignis mit Zuschauern, die daran im Modus des Wunsches imaginär beteiligt sind. Und dies geschieht in der Pathosform des Enthusiasmus, der, wie Kant definiert, eine »Theilnehmung am Guten mit Affekt«⁸ bezeichnet. Mit anderen Worten, die Leidenschaft oder der Affekt wird zum Garanten der idealischen Beteiligung, ohne die wiederum der Hauptsatz der kantischen (optimistischen) Geschichtsphilosophie nicht zu halten wäre.

Auch für Hegel besetzt das Thema der Emotion einen zentralen Platz seiner philosophischen Weltgeschichte, auch wenn dieser zunächst ganz anders und viel handfester als das kantische »Geschichtszeichen« erscheint. Es ist der Zentralbegriff der

7 Kants Werke, Akademie Textausgabe, Berlin 1968, Bd. VII, S. 85.

8 Ebd., S. 86.

welthistorischen Menschen oder Individuen. Sie, die Hegel auch als »Geschäftsführer des Weltgeists« bezeichnet, sind gleichsam inkarniertes Pathos, inkarnierte Emotion: »In der Tat kann auf ihre Erscheinung die Form der Leidenschaft angewendet und die moralische Seite der Beurteilung insbesondere hervorgekehrt werden, indem man sagt, ihre Leidenschaft habe sie getrieben.«

Aber ihre Leidenschaften sind, wie Hegel klarstellt, keine privaten Leidenschaften oder Laster – sie sind die Erscheinungsform eines höheren Zwecks: »Hier erscheint also das, was an und für sich notwendig ist, in der Form der Leidenschaft. Jene großen Männer scheinen zwar nur ihrer Leidenschaft, ihrer Willkür zu folgen, aber was sie wollen, ist das Allgemeine, dies ist ihr Pathos.« Und am Schluss gelangt Hegel, weniger an der Erkennbarkeit der Geschichte interessiert – wie Kant – als vielmehr an ihrer Machbarkeit, dennoch zu demselben Begriff, der auch für Kant im Zentrum der Geschichtsphilosophie stand: »Diese Leidenschaft ist, was wir auch Begeisterung, Enthusiasmus nennen.«⁹

Enthusiasmus blieb gewissermaßen die historische Hauptempfindung für Hegel und viele seiner Zeitgenossen – jedenfalls soweit sie selbst Begeisterung für die Französische Revolution empfunden hatten. Nicht alle freilich waren bereit, die Revolution zu feiern und ihr Gedächtnis zu pflegen, wie es Hegel noch 1822/23 in seinen Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte tat, als er von einem »herrlichen Sonnenaufgang« schwärmte: »Eine erhabene Rührung hat in jener Zeit geherrscht, ein Enthusiasmus des Geistes hat die Welt durchschauert [...].«

Für viele andere Geschichtsschreiber und Geschichtsdenker,

9 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte, Hamburg 1994, Bd. I: Die Vernunft in der Geschichte, S. 101.

selbst für Schiller, den Ehrenbürger der französischen Nation, überwogen – spätestens seit dem Königsmord und der Terreur – die Empfindungen des Schreckens und des Entsetzens. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch zu sehen, wie der ganze weltgeschichtliche und menscheitsgeschichtliche Optimismus, der Schillers ästhetischen Erziehungsprogrammen zugrunde liegt, wie weggeblasen ist, sobald sich der Historiker auf den realen Stoff der Geschichte und die wirklichen Triebkräfte des menschlichen Handelns einlässt. Auch dann und gerade dann regieren Leidenschaften das Handeln der Menschen, aber es sind nicht immer vornehme oder edle. So wenn Schiller unter dem Titel ›Französische Unruhen‹ über den Religions- und Bürgerkrieg schreibt: »Die Gefühle für Gerechtigkeit, Anständigkeit und Treue [...] verlieren in Bürgerkriegen ihre Kraft, wo jeder Teil in dem andern einen Verbrecher sieht, und sich selbst das Straßamt über ihn zueignet. [...] In Bürgerkriegen streitet die Leidenschaft des Volks und der Feind ist der Gegenstand desselben. Jeder einzelne Mann ist hier Beleidiger, weil jeder einzelne aus freier Wahl die Partei ergriff, für die er streitet. Jeder einzelne Mann ist hier Beleidigter, weil man anfeindet, was er liebt, weil man verdammt, was er erwählte. Hier, wo Leidenschaft und Not dem friedlichen Ackermann, dem Handwerker, dem Künstler das ungewohnte Schwert in die Hände zwingen, kann nur Erbitterung und Wut den Mangel an Kriegskunst nur Verzweiflung den Mangel wahrer Tapferkeit ersetzen.«¹⁰

Aber eben weil der Mensch in der Geschichte sich zwar von Emotionen, aber nicht allein vom Enthusiasmus leiten lässt, deshalb bedarf es ja der Bildungsarbeit am Menschengeschlecht: »Si c'est la raison, qui fait l'homme, c'est le sentiment, qui le conduit« (»Wenn es die Vernunft ist, die den Menschen ausmacht,

10 Friedrich Schiller, Historische Schriften und Erzählungen I, hg. von Otto Dann, Frankfurt am Main 2000, S. 626.

so ist es das Gefühl, das ihn leitet«), lautet das Rousseau-Wort, mit dem Schiller seine ›Briefe über die ästhetische Erziehung‹ beginnen lässt.

Kaum mehr als eine Generation nach Schiller findet die romantische Schule der Historiographie im Gefühl weit mehr als nur einen bedeutenden Gegenstand oder eine Triebkraft der Geschichte. Für die Geistesgenossen Jules Michelets ist das Gefühl zu einem Äther geworden, der Subjekt wie Objekt umgreift, die Geschichte und den, der sie schreibt, die *res gestae* von einst und die *historia rerum gestarum* von heute. Für Michelet selbst, den unbestrittenen Meister dieser Schule der Einverseelung, stellt Leidenschaft den Hauptschlüssel zur Geschichte dar: Das Volk ist durchdrungen von Leidenschaft und Instinkt; Sanftmut, Güte, Zorn und Begeisterung beherrschen sein Leben. Und ebenso leidenschaftlich sind die, die es führen: Marat ist ganz Sensibilität, »Frau und mehr als Frau, sehr nervös und sehr sanguinisch«, hinter Saint-Justs feinen Zügen einer Jungfrau verbirgt sich »stählerne Kälte«, die nur sein »mörderischer Blick« verrät. Aber die Geschichte kennt nicht nur die Zeiten der feurigen, explosiven Leidenschaft; es sind auch ganze Zeitalter schon in Tatenlosigkeit und Apathie versunken; das 15. Jahrhundert ist vor gähnender Langeweile fast gestorben.¹¹

Dennoch bleibt Michelets Blick von den erhabenen Augenblicken des Enthusiasmus in der Geschichte gebannt. Den Höhepunkt seiner Geschichte der Revolution bildet die Beschreibung der Fête de la fédération, des Bundesfests auf dem Marsfeld, die Gemeinschaft der Seelen und die Welle der Begeisterung, die in den Tagen vor dem 14. Juli und an jenem Tag selbst durch ganz Frankreich lief.¹² Etwas von diesem Bild des am

11 Vgl. Roland Barthes, Michelet, Frankfurt am Main 1984, S. 142.

12 Vgl. Jules Michelet, Geschichte der Französischen Revolution, Frankfurt am Main 1988, Bd. I, S. 372 ff.

Altar des Vaterlandes und in der Bewegung des Enthusiasmus geeinten Frankreich lebt noch in dem Soldaten Marc Bloch nach, wenn er in seinem Tagebuch aus dem Ersten Weltkrieg den Satz festhält: »Es gibt zwei Kategorien von Menschen, die nichts von der Geschichte Frankreichs verstehen: diejenigen, welche die Weihe von Reims nicht ›fühlen‹ – diejenigen, welche die Bewegung der Föderationen nicht ›fühlen‹.«¹³ Sie sehen, wie da die Hermeneutik in der Sensibilität begründet wird, das Verstehen können auf einem emotionalen Nachvollzug.

Auch wenn den skeptischen Realisten der Generation, die auf Michelet folgte, das mitfühlende Herz für die Passionen des Volkes fehlte, haben sie doch das Deutungsmuster, wir würden sagen, das Paradigma der sensiblen Historie akzeptiert und sich zu eigen gemacht. Tocqueville beschreibt in ›Der alte Staat und die Revolution‹ die Französische Revolution als eine »religiöse Revolution«, die »eine Leidenschaft entzündet [hat], wie sie bis dahin die heftigsten politischen Revolutionen niemals zu erzeugen vermocht hatten. Sie hat den Bekehrungsdrang eingeflößt und die Propaganda entstehen lassen [...]. Sie ist selbst eine Art neuer Religion geworden, allerdings eine unvollkommene Religion, ohne Gott, ohne Kultus und ohne künftiges Leben, die aber trotzdem, gleich dem Islam, die ganze Erde mit ihren Soldaten, ihren Aposteln und ihren Märtyrern überschwemmt hat.«¹⁴

Zu den Autoren, die das Thema der Leidenschaften in der Geschichte aufgenommen und zugleich aus seiner idealen Bindung an das Erhabene und das moralisch Gute – die es im Namen des Enthusiasmus eingegangen war – gelöst haben, gehört Jacob Burckhardt. Zwar bewahrt auch bei Burckhardt (wie bei

13 Zit. Ulrich Raulff, Ein Historiker im 20. Jahrhundert: Marc Bloch, Frankfurt am Main 1995, S. 277.

14 Alexis de Tocqueville, Der alte Staat und die Revolution, München 1978, S. 29.

Hegel, von dem er sich ansonsten weit entfernt hat) die Vorstellung von den großen Männern und von historischer Größe schlechthin ihren zentralen Platz, und auch die konstitutive Verbindung von großem Mann und starker Leidenschaft bleibt erhalten: Er ist es, der einem ganzen Volk »ein Pathos gibt«. Aber neben den »selbstlosen« Leidenschaften tauchen jetzt – vor allem im Zusammenhang mit den historischen »Krisen« – zunehmend »selbstische« Verbindungen aus Leidenschaft und Macht, Leidenschaft und Ruhmsucht, Rachsucht, Habgier, Ignoranz und Gewalt auf. »Die Leidenschaft als die Mutter großer Dinge«, notiert Burckhardt (vermutlich) im Jahr 1868. »Das Erwachen ungeahnter Kräfte in den Einzelnen und in den Massen. Eine Menge Schranken sind gefallen; die noch bestehenden werden zu Boden gerannt. Der Himmel hat einen anderen Ton.«¹⁵

Die Gefühle, das war schon bei Michelet zu sehen, sind nicht nur zum Gegenstand der Aufmerksamkeit der Geschichtsschreibung geworden; sie sind nicht allein *Objekte* der Historie gewesen. In der Schule des Historismus, der wir bis heute nicht entlaufen sind, ist das Gefühl auch zum *Medium* der historischen Erkenntnis bzw. des Verständnisses geworden. Im Konzept der »Einfühlung« wird deutlich hörbar, worum es dem hermeneutischen Nachvollzug zu tun ist: um ein verstehendes Eindringen nicht nur in die Denk-, sondern auch in die Gefühlswelt vergangener Zeiten und Personen. Den Mundus intelligibilis begreift nur und gibt richtig wieder, wer Zugang zum Mundus sensibilis der Vergangenheit findet. Solches Sich-Einfühlen konnte im Extremfall bis zur imaginären Verschmelzung mit einer Figur der Vergangenheit gehen: dann wird der Historiker zum Histrionen. Michelet leidet unter historischen Migränen, die Geschichte affiziert ihn in Form von Schwindelanfällen, Übelkeiten,

15 Jacob Burckhardt, Über das Studium der Geschichte (»Weltgeschichtliche Betrachtungen«), hg. von Peter Ganz, München 1982, S. 213.

Atembeklemmungen: »es ist die Grauenhaftigkeit der erzählten Geschichte, die sie hervorruft«. »Michelet«, schreibt Roland Barthes, »bedeckt sich mit den fürchterlichsten historischen Leiden, er nimmt sie auf sich, er stirbt an der Geschichte, wie man – oder vielmehr wie man nicht – aus Liebe stirbt.«¹⁶

Schließlich taucht das Gefühl noch in einem dritten Modus in der Historie auf: in der *Darstellung*, in der Narration und ihren Stilmitteln – dort also, wo sich entscheidet, ob eine Geschichte als Tragödie oder ob sie als Komödie erzählt wird, als Trauerspiel oder als Satire. Hayden White hat diesen rhetorischen Vorentscheidungen für die ästhetische Form der Geschichte (samt ihren emotionalen Konsequenzen) ein großes Buch gewidmet (>Metahistory<). Auch innerhalb dieser Gesamtrahmen der Darstellung und Deutung entscheidet sich dann häufig von einem Satz zum nächsten, ob das methodische Bemühen um Objektivität und Neutralität obsiegt – oder das moralische und ästhetische Urteil, getragen von Temperament, durchdrungen von Leidenschaft. Die Spannung, die hier zum Austrag kommt, ließe sich sehr schön an Texten Jacob Burckhardts aufzeigen, in denen die Selbstverpflichtung des Historikers auf Objektivität vom einschließenden Pathos des politischen und moralischen Wesens durchkreuzt wird. Aber darauf muss ich jetzt verzichten.

Für die Historie hat sich mithin das Problem der Emotion immer auf drei verschiedenen Ebenen gestellt: als *Objekt* der historischen Forschung, als *Medium* der Erkenntnis und im Problem der *Darstellung*. Und nur indem sie Emotion nicht nur als etwas ihr Äußerliches begriff, eine »Realie« aus fernen Zeiten, sondern als etwas, das zu nutzen und zu formen ihr im Augenblick oblag – nur als solche selbst »emotionale« und mit dem Problem der Leidenschaft innig vertraute Historie konnte sie sein, was ehemals das Theater sein sollte: eine moralische

16 Barthes, Michelet, S. 45.

Bildungsanstalt. Geschichte, Historiographie hat seit ihren modernen Ursprüngen in der Aufklärungshistorie immer auch den Auftrag gehabt, Erziehung des Gefühls zu betreiben; diesem Auftrag ist sie aber nur insoweit gerecht geworden, als sie Selbst-erziehung betrieb.

Lassen Sie mich von hier aus in die Gegenwart zurückkehren und noch einmal an unsere anfängliche Feststellung erinnern, wonach man einigen neueren Spielarten der Geschichtsschreibung eine Überbesetzung des Sentimentalen vorwirft, wonach man ihnen also vorwirft, zu naiv oder pseudonaiv auf die vermeintliche Wahrheit des »Geschichtsgefühls« zu setzen – während man andererseits dem Museum und einzelnen historischen Ausstellungen ein Zuwenig an Gefühl, eine Unterschätzung oder Unterbesetzung des Gefühls ankreidet. Woher rührt diese Diskrepanz, inwiefern sind die Kritiken berechtigt?

Mir scheint, dass das neue Verlangen nach mehr »Geschichtsgefühl«, einmal abgesehen von seinen ideologischen Implikationen, verschiedene Ursachen hat. Eine davon liegt in der Medienkonkurrenz: Es ist schwer, der Versuchung standzuhalten, dem Beispiel des Historienfilms oder der filmischen Docufiction folgend eine »gefühlvollere« Geschichte zu erzählen. Zumal, wenn es eine »Opfergeschichte« ist und die Protagonisten sich zur Identifikation anbieten. Seitdem, wie Reinhard Koselleck bemerkt hat, der Begriff des Opfers vollständig seiner älteren, aktivischen und selbstbestimmten Semantik beraubt worden ist, sind die Opfer zur leichten Beute des Gefühlskitsches geworden. Wie es übrigens, dies nur am Rande bemerkt, auch den ›Tätern‹ widerfahren ist, denen jeder positive, heroische Wert genommen wurde, bis nur der kriminelle übrig blieb: das ist ja nur die andere, kältere Seite des Kitsches. Wie er fast zwangsläufig immer entsteht, wenn ein Begriff um seine dialektische oder ironische Spannung gebracht wird.

Ein weiterer Grund für die jüngste Sentimentalisierung der

Historie könnte in der bereits erwähnten Gefühlsabstinenz der akademischen, ›wissenschaftlichen‹ Historie seit dem Zweiten Weltkrieg und insbesondere in den jüngeren, neusachlichen Schulen (Sozialgeschichte, Strukturgeschichte) zu suchen sein. In die Lücken, die aufgrund praktizierter Gefühlsabstinenz und Ignoranz gegenüber den Fragen der Emotion in der Geschichte entstanden sind, stoßen Autoren wie Goldhagen und Schama, wie Friedrich, Timm und Bruhns erfolgreich hinein: Wer das Gefühl als Triebkraft der Geschichte *und* als zwingendes Gestaltungsmittel der Historie verleugnet, der überlässt das Feld den falschen Gefühlen der schlechten Literatur und kann dann zusehen, wie eine erschlichene Katharsis zu einer erpressten Versöhnung führt.

Kommen wir zu den eingangs zitierten Kritiken am Museum bzw. an historischen Ausstellungen zurück. Die eine galt der »Holocaust«-Ausstellung des DHM, die andere der aktuellen Weltkriegsausstellung desselben Museums. Das Gefühl, dem sie – nach Auffassung ihrer Kritiker – mehr Aufmerksamkeit schenken sollten, betrifft im einen Fall einen grausamen und tristen Krieg, im anderen einen mit industriellen Mitteln ausgeführten Genozid. Welche anderen Gefühle als Schmerz, Scham und Trauer können hier in Rede stehen? Die Zeiten, da der Enthusiasmus als das beherrschende »Geschichtsgefühl« gelten konnte, sind lange vorbei. Aber das historische Museum muss auch anderen, es muss letztlich allen Formen des Pathos gerecht werden, den heute geläufigen wie den älteren, den hellen wie den dunklen. Es muss sie gestaltend in Regie nehmen, mit geeigneten Objekten verbinden, es muss sie übertragbar und erfahrbar machen. Nur so wird das historische Museum jener Aufgabe gewachsen sein, die seine Kritiker ihm offenbar zutrauen, nämlich die legitime Nachfolgeeinrichtung des Theaters als nationale Bildungsanstalt nicht nur des Verstandes, sondern auch des Herzens zu sein.

Ein kalendarischer Zufall will es, dass wir heute mit unseren französischen Nachbarn der 215. Wiederkehr des Tages gedenken, der wie kein anderer das Geschichtszeichen des Enthusiasmus errichtet hat, des Quatorze Juillet. Und dass wir uns sechs Tage später und mit der landesüblichen Beklemmung der 60. Wiederkehr des Tages erinnern werden, an dem ebenfalls ein Geschichtszeichen gesetzt wurde, ein deutsches diesmal, und eines, das auch im Scheitern seine Größe behauptete. Beide Male ging es um die Freiheit – mit dem Unterschied, dass das eine Mal das Volk mit seiner Leidenschaft sie erkämpfte, während das andere Mal das Volk in dumpfer Anhänglichkeit auf der Seite seiner Bedrucker stand – noch Jahre nach dem Attentat des 20. Juli galten die Verschwörer und Enthusiasten der Freiheit im eigenen Volk als Eidbrüchige und Verräter.

Die Französische Revolution hat uns eine Fülle von Zeichen und Emblemen hinterlassen, die uns das große Geschichtszeichen von einst sinnfällig vor Augen stellen: Fahnen, Kokarden, Maibäume, Parolen, die Marseillaise und die dreifarbigten Abgasstreifen der Mirage-Jets, die über die Champs Élysées donnern. Jahr für Jahr am 14. Juli kehrt die Geschichte zurück in das Land von Marat und Napoleon, von Jules Michelet und Lucien Febvre und behauptet sich als große Erziehungsanstalt des Gefühls. Wir hingegen in Deutschland, wohin sollen wir gehen, wenn nicht in den Hof des Bendlerblocks oder nach Plötzensee? Es gibt dort in Plötzensee vergleichsweise wenig zu sehen, keine Farben und keine Kokarden, und Musik gibt es auch keine. Alles, was man sieht, sind fünf Fleischerhaken an einem Metallträger an der Decke. Mag sein, dass wir uns ein Geschichtszeichen anders vorgestellt hatten. Und doch ist es eines, und wir betrachten es nicht ohne Emotion.

Ich gestehe, dass ich einen Augenblick lang versucht war, hier abubrechen und auf dieser Note, auf diesem Orgelpunkt der deutschen Geschichte seit 50, 60 Jahren stehenzubleiben.

Aber dann kamen mir Bedenken. Gewiss ist es richtig, einer Geschichte des Enthusiasmus in der jüngeren Geschichte, wie ich sie soeben in groben Strichen skizziert habe, den Gegenpol des Verstummens und der Scham gegenüberzustellen: hier die hell emporschießende Flamme der Begeisterung, feurige politische Leidenschaft im Reinzustand – und dort die abgebrochene Tragödie, die Verweigerung der reinigenden Katharsis. Und Sie alle wissen, dass ›Plötzensee‹ nur ein Name ist, dem man viele andere zur Seite stellen könnte. Aber die Gefahr ist groß, die deutsche Geschichte als ganze einzig und allein diesem Pol zuzuschlagen – und darüber zu übersehen, dass auch diese Nationalgeschichte ihre Augenblicke des Enthusiasmus gekannt hat: von den Befreiungskriegen über Hambach, den Vormärz, die Reichsgründung, das so genannte und in seiner Echtheit bis heute umstrittene ›August-Erlebnis‹ von 1914, bis 1989, den einstweilen letzten großen Ausbruch kollektiver Begeisterung. Diese Augenblicke dürfen wir nicht übersehen, wenn wir am Ende in unserer Gegenwart ankommen und zu der Frage vorstoßen wollen, wieso uns Deutschen diese Leidenschaft, der Enthusiasmus neuerdings so gänzlich abhanden gekommen zu sein scheint: Vielleicht ist dies ein besserer Punkt, um den Monolog abzubrechen und ins Gespräch einzutreten.

